

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **24 (2017)**

Heft 266

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

London

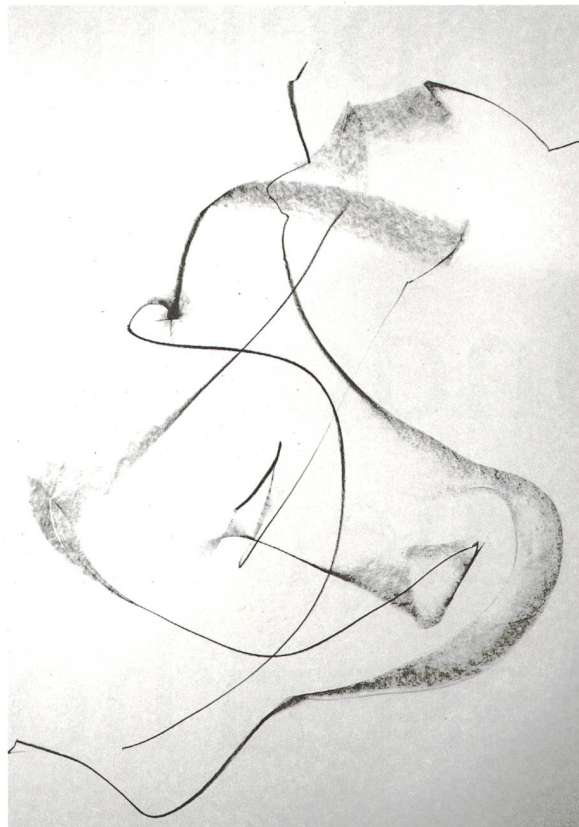
Frauenfeld

Ausserrhoden

Rheintal

Winterthur

Toggenburg



«mark making»-Zeichnung von Roland Brauchli (Bild: pd);
Sophie Jung bei der Performance in der Kunsthalle St.Gallen.
(Bild: Stefan Jaeggi)

Props und Papier – zwei Atelierbesuche

TEXT: NINA KEEL

Neugier auf Stimmen des gegenwärtigen Kunstschaffens in London ist es, die mich im Januar und Februar in zwei Ateliers im Nordosten und Westen der Stadt führt. Roland Brauchli und Sophie Jung sprechen über ihre aktuellen Projekte, ihren Bezug zu London und die Bedingungen, unter denen ihre Kunst dort entsteht.

Bei Roland Brauchli im Nordosten

Stoke Newington ist der kleinstädtische, noch durchmischte Stadtteil mit hippen Tendenzen, wo Roland Brauchli seit acht Jahren sein Atelier hat. Auch im Zuge der Gentrifizierung in den letzten zehn Jahren behielt Stoke Newington seine dörfliche Struktur bei, wobei der Stadtteil auch über eine industrielle Vergangenheit verfügt: Brauchlis Atelier befindet sich in einer ehemaligen Fabrik, in der seit den 1930er-Jahren Bademäntel hergestellt wurden. Darauf weist bei meinem Besuch an einem kalten Donnerstagabend nichts mehr hin; die Fabrik wurde vor Jahren in kleine Einheiten unterteilt und an Kulturschaffende vermietet. Wer Brauchlis Studio betritt, taucht ein in eine Welt aus Papier: Plakate und Zeichnungen an den Wänden, hängende Scherenschnitt-Skulpturen, etliche Papierrollen sowie Bücher. Einige stammen vom mehrfach ausgezeichneten Buchgestalter selbst.

Roland Brauchli ist in der Ostschweiz aufgewachsen, hat in Basel visuelle Kommunikation studiert und war dann kurz in der Rhein-stadt als Grafiker tätig; daneben entstanden immer auch freie künstlerische Arbeiten. Die Faszination für Grossstädte und ein

freies Zimmer für vier Wochen in London haben ihn vor 13 Jahren dorthin geführt. Er klopfte bei einer progressiven Grafikagentur an und erhielt kurzerhand die Möglichkeit mitzuarbeiten, wobei er unter anderem den visuellen Auftritt der Frieze Art Fair entwarf.

Es folgte ein Masterstudium am Camberwell College of Arts, bei dem er das Feld von bildender Kunst in und mit Publikationen vertiefte. Seine Lehrer hätten anfänglich mit Unverständnis reagiert, als der gelernte Grafiker kleine Hefte herstellte, die gänzlich ohne Typografie auskamen. «Un coup de dés» ist ein solches Heft, das mir Brauchli zeigt: Mit einem Kopierer hielt er eine zufällige Kombination mehrerer Würfel fest. Auf den folgenden Seiten ging es darum, die anfängliche Kombination erneut zu werfen. Der Umfang des Hefts wurde allein dadurch festgelegt.

Der Zufall im Bus

Eine Reihe weiterer in London entstandener Arbeiten haben ihren Ausgangspunkt im Interesse für Prozesshaftes und den Zufall: Eine Zeitlang setzte sich Brauchli in einen Bus, um für die Dauer einer Fahrt zu zeichnen, wobei je nach Busmodell und Driver einige unbeabsichtigte Striche ins Bild kamen. An der Endstation erkundigte sich Brauchli nach dem Namen der Fahrerin oder des Fahrers, daraus wurden die Titel der Zeichnungen.

Innert Sekunden sind die «mark making»-Blätter entstanden, die Brauchli auch als Zeichnungen «zwischen Hand und Wand» beschreibt: Mit einem Stift hält er ein Blatt Papier an der

Wand, löst dann die Hand und versucht trotzdem nah am Blatt zu bleiben, bis es – um ein paar Linien reicher – den Boden erreicht. Seit seinem Master ist Brauchli freischaffend und arbeitet noch stärker an der Schnittstelle zwischen Buchkunst und bildender Kunst, wobei die Projekte oft von kollaborativem Charakter sind: *The Kindred of the Kibbo Kift*, ein Buch über eine pazifistische und sehr kreative Wander-Bewegung um 1930 in London, realisierte er zusammen mit Conor Donlon von Donlon Books, einem Buchladen mit eigenem Verlag, und der Kunsthistorikerin Annabella Polen. 2015 wurde es als eines der Schönsten Schweizer Bücher ausgezeichnet.

Out of London für Recherchen

Roland Brauchli, dem das Gefühl des Fremd-Seins in der Grossstadt sehr zusagt, verlässt London auch immer mal wieder, um noch freieren Arbeiten nachzugehen. Häufig reist er nach Berlin, wo er die Möglichkeit hat, in einer Druckwerkstatt zu experimentieren. Und auch ins Sitterwerk zieht es ihn ab und an, besonders in die Kunstbibliothek, wo er ältere Kunstbücher, deren Gestaltung und Beschaffenheit studiert. Mit Roland Früh, der die Kunstbibliothek leitet und den er aus London kennt, wird er diesen Monat im Rahmen der Ausstellung «17 Meter Picasso» eine Woche lang im Sitterwerk recherchieren.

Bei Sophie Jung im Westen

Sophie Jung geht es stärker um das Flüchtige, sie arbeitet oft mit der Sprache, ihrem Klang und mit Gesten. Die in Basel aufgewachsene Künstlerin lebt seit ihrem Master of Fine Arts am Goldsmiths College immer wieder für längere Zeit in London. Bei meinem Besuch Anfang Februar in ihrer Atelierwohnung westlich von Shepherd's Bush steckt sie gerade in den Vorbereitungen für ihre Performance zur Finissage der Gruppenausstellung «Unmittelbare Konsequenzen» in der Kunsthalle St.Gallen. In dieser Ausstellung wurde augenscheinlich, dass nebst der Sprache auch Fundstücke, die sie als Props (Requisiten) bezeichnet, ein wichtiger Bestandteil ihrer Werke sind: Vor Ort schuf und veränderte sie während zehn Tagen eine Reihe solcher Fundstück-Skulpturen aus Knete, Ketten, Holzlatten, Fotos, Spiegeln etc. An jenem Februarabend stehen im Studio einige Prop-Skulpturen in progress: etwa ein Eisenstab, an dem ein Pappmaché-Objekt, eine Fotokopie von Pralinen in Muschel-Form sowie ein Polaroid von verschiedenen Lampen-Typen hängen.

Mit den Props und den daraus entwickelten Text-Collagen will Sophie Jung festgefahrene Kategorien aufbrechen und zeigen, dass verschiedenste Geschichten auf die Prop-Skulpturen projiziert werden können und die Welt stets vieldeutig lesbar ist. Die Texte liegen in den Ausstellungen auf oder finden Eingang in die Performances, die wiederum inmitten ihrer Landschaften von Prop-Skulpturen stattfinden. Prop – das Wort ist als Verb vieldeutig: gegen etwas lehnen oder auch etwas offen halten – dienen Jung als Assoziationsspeicher, sie weisen ihr den Weg durch eine Geschichte, die sie mal improvisiert, mal geplant spinnst. Dabei kommt es nicht selten zu abrupten Sprüngen, zu Sprachklang-Spielen und zu Brüchen: «Ladies and Gentlemen. Sorry, sorry. Do you like that? Ladies and Gentlemen – Folks? My name is Ronald, Donald, Ronald, Donald... Ladles and Ge... Jellyspoons. My name is Natalie, I am your host tonight...» – so begann ihre Performance zur Vernissage von «Unmittelbare Konsequenzen» vergangenen November.

Props: Bewohnen und bewachen

Bei meinem Besuch bewohnt die 2016 mit einem Swiss Art Award ausgezeichnete Künstlerin ein ehemaliges Warenhaus von Newman Prop Hire, einem der weltweit grössten Verleiher von Lam-

penrequisiten. Als sie ein paar Monate zuvor dort einzog, fand sie im Erdgeschoss jede Menge Polaroids, eine Art Inventar der Lampen. Der Begriff Props hat für sie und viele Kunstschafter in London aber noch eine existentiellere Bedeutung: Props ist in «guarded property», also bewachtes Eigentum, enthalten und bezeichnet eine temporäre Mietform. Mieterinnen und Mieter werden durch das blosses Bewohnen einer Liegenschaft zu Bewachern derselben vor Besetzungen. Die Mietkosten sind im besten Falle etwas günstiger, allerdings kann einem innert kürzester Zeit gekündigt werden. Den Bewohnern des Warenhauses ist dies ein paar Tage vor meinem Besuch widerfahren; für viele war es nicht die erste «guarded property», aus der sie ausziehen mussten.

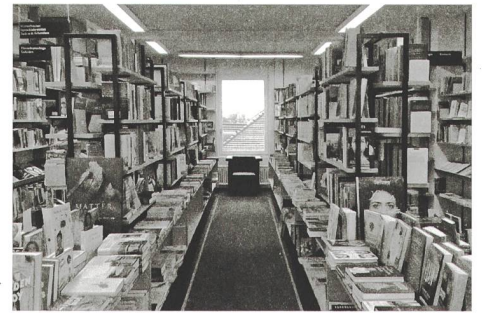
Auf Dauer ist diese Wohnform und die damit verbundene Ungewissheit kräfteaubend, doch für viele Kunstschafter die einzige erschwingliche Wohnmöglichkeit in London, wo der gemeinnützige Wohnungsbau unter Margaret Thatcher sukzessive zurückgefahren und privatisiert wurde sowie die Mietpreisbindung aufgehoben wurde. Die Diversität, die Städte wie London ausmacht, verschwindet durch die Dominanz der neoliberalen Logik zunehmend, wie dies der London-Korrespondent der «WOZ», Peter Stäuber, in seinem neuen Buch (mehr dazu auf saiten.ch/teurespflaster) präzise beschreibt.

Out of London? To Glasgow?

Am Tag nach meinem Besuch reist Sophie Jung mit ihrem Mann nach Glasgow, wo Häuser bezahlbar, freie Räume vorhanden sind und es momentan viele Kulturschafter aus London hinzieht. Sie besichtigen Wohnungen, die sie mit ihrer Preissumme des Swiss Art Awards doch eine gute Weile lang mieten könnten, wie sie schmunzelnd sagt. Erst steht aber eine Einzelausstellung im Kunstraum London an: eine raumgreifende Installation mit Props, dazu Text-Collagen und fortlaufende Performances.

Nina Keel, 1990, macht bald ihren Abschluss in Kunstgeschichte und hat im Januar und Februar bei Betts Project, einer auf Architektur spezialisierten Galerie in East London, mitgearbeitet.

TEXT UND BILDER: PETER SURBER



Frauenfeld hat ein paar Qualitäten, die einen fast dazu bewegen könnten, dorthin zu ziehen. Eine ist das Kaff, der vitale Konzertschuppen. Eine zweite ist die Zürcherstrasse. Hinter dem trockenen Strassennamen verbirgt sich eine wuslige Altstadtgasse, mit sympathischen Beizen und Läden und, ganz am einen Ende, mit der Buchhandlung von Marianne Sax.

Seit 27 Jahren die Adresse für gute Literatur

Auf den Auslagetischen stecken in ausgewählten Büchern farbige Buchzeichen: die Lesetips der Buchhändlerin und ihres Teams. Beratung ist alles, auch im Netz: Auf saxbooks.ch empfiehlt Marianne Sax wöchentlich ein Lieblingsbuch, gerade ist es *Das kleine Hummelbuch*. Kein Titel einer Thurgauer Autorin oder eines Thurgauer Autors? Die schätzt Marianne Sax zwar, aber eine eigene Ecke für «Thurgovensia» will sie nicht einrichten. Kein Ghetto fürs Einheimische: Hiesige Autoren müssten sich genauso auf dem Markt behaupten wie alle anderen auch. Entscheidend sei für sie, was die Leserinnen und Leser wollten. Und das sei klar: gute Literatur, woher auch immer. Literatur sei insgesamt schon eine Nische – «in der Nische die Nische suchen will ich nicht.»

Umso mehr Herzblut steckt die Buchhändlerin in die Leseförderung. Kinder- und Jugendliteratur hat ihren eigenen Schau- raum in der Buchhandlung. Den nutzen nicht zuletzt die Bibliothekarinnen. Schulen und Bibliotheken sind die verlässlichsten Kunden der Buchhandlung – und die junge Leserschaft ist ihre Zukunftsgarantie. Darum gibt es «saxli», den Leseclub für Kinder. Diese leihen sich ein Buch aus und schreiben einen Kommentar dazu – die erfrischenden Texte kann man auf saxli-leseclub.ch studieren. Sorgen gebe es zwar auch: Die Buchpreise sind seit 2011 um etwa ein Drittel gefallen, Einkäufe online und ennet der Grenze nehmen zu. «Das Internet und Konstanz sind unsere Konkurrenz», sagt Marianne Sax und fügt sogleich hinzu: «Aber Leserinnen und Leser sterben nie aus. Und wer kann schon 27 Jahre lang das machen, was er am liebsten macht?»

Seit 27 Jahren der Motor der Kultur

Frauenfeld hat noch mehr Einmaliges. Wie den unterirdischen Kreisel, das Wunderwerk unter dem Bahnhof. Dieses lässt man aber rechts liegen und erreicht nach wenigen Minuten einen einzigartigen Ort: das Eisenwerk.

In der 1908-1910 erbauten Fabrik waren bis 1983 Schrauben, Muttern und Nieten gestanzt worden. Nach der Schliessung und vor dem drohenden Abbruch gründeten Initianten aus dem Umfeld von «Chrampfe und Hirne» die Genossenschaft Eisenwerk, erwarben das Gebäude und bauten es bis 1990 zu einem Zentrum für Wohnen, Kultur und Arbeit aus. Der Fabrikcharakter blieb erhalten, Sichtbacksteine und Eisenträger erinnern daran. Und auch die genossenschaftliche Grundidee wird bis heute hochgehalten, wie Claudia Rüeegg beim Gespräch in der Eisenbeiz erzählt.

Die Theaterfrau und Kulturvermittlerin leitet die Geschäftsstelle des kulturellen Teils im Eisenwerk. Theater, Konzerte, die Ausstellungen im Shed und weiteren Veranstaltungen werden von sieben ehrenamtlich tätigen Programmgruppen verantwortet, die heute unter einem gemeinsamen «Dach» namens Kultur im Eisenwerk auftreten. Das Ideal partizipativer und leidenschaftlicher Programmierung gelte aber weiterhin. Ein solches System sei zwar anspruchsvoll, aber zugleich grossartig, weil viele Leute dadurch aktiv in den Betrieb involviert seien. Für Professionalität ist dennoch gesorgt; in den Programmgruppen arbeiten Laien mit Musik-, Theater- und Kunstprofis zusammen. «Nicht nur die bauliche Substanz im Eisenwerk, sondern auch diese basisdemokratische Struktur ist schützenswert», sagt Rüeegg mit Überzeugung.

Rund 150 Veranstaltungen finden pro Jahr statt. Mehrheitsfähiges soll neben Sperrigem Platz haben, das sei eines der Spannungsfelder im Eisenwerk-Alltag. Ein anderes ist die «kritische Grösse» des Saals. Für ganz grosse Namen sind seine maximal 500 Plätze zu wenig, für Experimentelles zu viel. Und dazu kommt: Im Eisenwerk ist um 23 Uhr nachts Schluss, denn rundherum und auch auf dem Gelände selber wird gewohnt. Für ein junges Partypublikum sei das keine ideale Schall-Grenze, sagt Rüeegg – abgesehen davon, dass für den Ausgang Winterthur oder Konstanz gleich um die Ecke liegen. Für das Eisenwerk biete dies aber auch eine Chance: den Jungen statt Parties andere Gründe zu bieten, hierher zu kommen.

Gut funktioniere der Generationenaustausch bei Sounds und kultur@beiz, den beiden Konzertprogrammen, ebenso in der Spoken-Word-Reihe, die das Eisenwerk gemeinsam mit dem Kaff organisiert. Und auch im Theater spricht das Programm alle Alterskategorien an. Das Junge Theater Thurgau probt und tritt hier auf (mehr auf Seite 54 in diesem Heft); für Kinder gibt es Mitmachtheater-Angebote. Die jüngste Programmgruppe soll den partizipativen Gedanken noch weiterspinnen. Sie nennt sich «Funken» und entwickelt Projekte für gemeinsames kreatives Tun.

Bleibt das Geld. «Wir drehen jeden Rappen um», sagt Rüeegg lakonisch. Die Kultur im Eisenwerk wird per Leistungsvereinbarung von Stadt und Kanton unterstützt, für weitere Einnahmen sorgen Mitglieder und Eintritte sowie, bei Eigenproduktionen, Drittmittel etwa von Stiftungen. Über den Daumen gepeilt, erwirtschaftete das Eisenwerk etwa die Hälfte der Kulturkosten selber, dies nicht zuletzt dank viel Gratisarbeit und einer Arbeitseinstellung, die man aus streng ökonomischer Sicht selbstausbeuterisch nennen würde – die aber zum Geist des «Gesamtkunstwerks» Eisenwerk bis heute dazu gehöre. «Es ist manchmal chaotisch, aber immer inspirierend.» Fast ein Grund also, nach Frauenfeld zu ziehen. Oder zumindest öfter hinzufahren.

#Saitenfährte: Die nächste Expedition von Verlag und Redaktion führt am 6. April nach Wil.

Bilder: Claudia Rüeegg vor dem Eisenwerk-Gedicht von Beat Brechbühl; Marianne Sax und ihr Buchladen.

Die göttliche Ordnung



Plakat für Ida Schläpfer,
1982. H.R. Fricker,
Kantonsbibliothek
Appenzell Ausserrhoden

Der Satz ist mir im Ohr geblieben: «Das Weib hat in der Gemeinde zu schweigen», sagt der Gemeindeangestellte im Film *Die göttliche Ordnung* den beiden Frauen, die für eine öffentliche Kundgebung zugunsten des Frauenstimmrechts den Gemeindesaal mieten wollen. 1. Korinther 14,34. Ein Halbvers. Einprägsam. Einleuchtend. Schliesslich hat Gott die Frau aus der Rippe des Mannes geschaffen. Und weil sie sich nicht zurückhalten kann, weil sie neugierig ist und naschüchtig und verführbar, trägt sie die alleinige Schuld daran, dass der Mensch aus dem Paradies vertrieben wurde.

Die Frau soll also gefälligst zufrieden sein mit den vielen Rechten, die ihr – trotz alldem – zugestanden werden. Ein Leserbrief vom 10. Mai 1973, erschienen im «Appenzeller Volksfreund», bringt diese Haltung auf den Punkt: «Das Recht zu dienen und zu lieben. | Das Recht Barmherzigkeit zu üben. | Das Recht, die Kindlein sanft zu hegen, | zu ziehen, lehren, mahnen, pflegen. | Das Recht, wenn alles schläft zu wachen. | Das Recht im Dunkeln Licht zu machen. | Das Recht, gekrönt mit sanfter Würde | zu tragen anderer Last und Bürde. | Das Recht, wenn trübe Zweifel walten | den Glauben hoch und treu zu halten. | Das Recht ohn' Ende zu verzeihn, | Das Recht, eine ganze Frau zu sein | voll wahrer Würde, fromm und echt, | das ist das schönste Frauenrecht.»

Ich habe nicht nachgeforscht, ob der Leserbrief von einem Mann oder einer Frau verfasst wurde. Beides wäre denkbar. Auf Verfassungsebene hat nicht die Frauenstimmrechtsabstimmung von 1971 die Gleichberechtigung von Frau und Mann festgeschrieben, sondern eine eidgenössische Volksinitiative, die 1981 mit 60,3 Prozent angenommen worden war. In Appenzell Innerrhoden lag die Zustimmung bei 31,8, in Ausserrhoden bei 42,2, in St.Gallen bei 46,5 und im Thurgau bei 48,3 Prozent. Das für die Schweiz positive Ergebnis der Initiative brachte in Ausserrhoden eine neue Dynamik in die Diskussionen um das immer noch fehlende Frauenstimmrecht auf kantonaler Ebene, an denen sich auch der Künstler H.R. Fricker mit seiner Kunstfigur Ida Schläpfer beteiligte. Das positive Abstimmungsergebnis an der Landsgemeinde 1989 setzte einen Schlussstrich unter diese Diskussionen.

Einen Schlussstrich? «[Die Frauen] sind in allen relevanten Entscheidungsgremien wie auch auf höheren Posten in der Wirtschaft untervertreten, haben schlechtere Chancen auf dem Arbeitsmarkt, verdienen je nach Branche immer noch 6 bis 21 Prozent weniger und erhalten immer noch wenig Hilfe von den Männern bei der Haus- und Familienarbeit», heisst es auf der Informationsplattform humanrights.ch mit Datum 25.01.2017. Die göttliche Ordnung ist bemerkenswert stabil. Dagegen schreiben, zeichnen, anrennen, immer und immer wieder, braucht Mut. Der Film von Petra Volpe behandelt das Thema als dokumentarische Komödie. Dass er in Appenzell Ausserrhoden spielt, begründet die Regisseurin damit, dass es hier schön sei und der Kanton für Europa und die Welt die Schweiz im Kleinen darstelle. Urteilen Sie selbst.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin, Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.

Alle angeschlossen

Am Wochenende bedeutete die Progy-Halle in Rebstein die Welt: Auf der Bühne stand der Präsident und berichtete von Zuständen und Zumutungen unserer Zeit. Was wird aus Amerika? Wie geht es weiter mit Erdogan und wie «mit der Allianz der drei Supermächte Russland, China und USA»? Und was heisst das alles für Zinsen und Geldmengen?

Die Umstände sind widrig, sagte der Präsident, aber uns geht es gut. Die Kundengelder sind gestiegen, der Bruttogewinn und der Cashflow ebenfalls, berichtete der Vorsitzende der Geschäftsleitung. In der Progy-Halle sass die Bevölkerung und fragte sich, was schon wieder ein Cashflow ist, wie jedes Jahr. Aber wenn interessieren die Details, wenn das grosse Ganze stimmt? Generalversammlung der Raiffeisenbank.

Gosch o ad GV? Gsächämär üs a da GV?, fragt sich das Rheintal im Frühling.

Alles fusioniert, auch die Raiffeisenbanken. Es gibt jetzt nicht mehr die «Raiba Rüthi» und die «Raiba Eichberg», sondern die Raiffeisenbank Oberes Rheintal. Aber die Genossenschafter nehmen die Veränderungen hin, so lange die GV im eigenen Dorf bleibt. Sie ist ein Fixstern in der Festagenda, ein Abend für die schöne Bluse – vor dem offiziellen Teil spielt die Jugendmusik in ihren neuen und roten Gilets, nachher spielen die Fäaschtbänkler oder Alpenstarkstrom: «Wo Alpenstarkstrom gastiert, ist Stimmung garantiert.»

Als Banklehrling stand ich an solchen Abenden in meinem Anzug beim Eingang und begrüßte die Kunden. Später, als Reporter des «Rheintalers», dankte man mir in der Begrüßungsrede «schon im Voraus für die wohlwollende Berichterstattung». Keine Ahnung, was schlimmer war. Einmal trat Birgit Steinegger an einer GV auf, über die ich zu berichten hatte. Am Ende hiess es, sie hätte unglaubliche Ansprüche gehabt. Das Schinkensandwich habe ihr nicht gepasst, sie habe auf einem Käsesandwich bestanden.

Zwischen dem «geselligen Teil», der «natürlich nicht zu kurz kommen soll», berichtet Spirig, der Bankleiter, vom Cashflow. Und Kluser, der Präsident, von Trump. Sie stehen in der Progy-Halle, aber der Erfolg ihres Geschäfts hängt davon ab, was draussen passiert in der Welt. Und die Genossenschafter könnten mit ihrer Stimme die Richtung beeinflussen. Alle sind gefragt, es ist das angenehme Gefühl dieses Abends.

Am Ende werden alle Genossenschafter allen Anträgen zustimmen, «einstimmig und diskussionslos», wie sicher auch ich schon einmal geschrieben habe. Es hätte aber die Möglichkeit bestanden, Nein zu sagen. Darauf kommt es ja an.

Samuel Tanner, 1991, studiert am Schweizerischen Literaturinstitut und lebt in Biel. Er ist in Marbach SG aufgewachsen.

Wenn andere eine Grube graben

Man kennt diese Situation: ältere Männer, die am Rand von Baustellen stehen und in die Tiefe blicken. Hier tut sich etwas, eine Faszination, die sich schon bei Dreijährigen zeigt, die mit Plastikbaggern Sandkästen umgraben. Es geht, so scheint, aber nicht nur um ein Interesse daran, was passiert, sondern auch um die Versicherung, dass etwas passiert, dass gearbeitet wird. Darin bestünde eine Art pensionierter Blick, der sich allerdings nicht auf Rentner beschränken muss: So prägnant kommt Arbeit nur selten in den Blick. Auch für Bildschirmarbeiter, dem historischen Materialismus glücklich entkommen, bietet sich ein kleiner Spaziergang zur nächstgelegenen Baustelle an.

Die Faszination der Veränderung und die Erleichterung über die Arbeit der Anderen wird den Leuten allerdings dadurch schwer gemacht, dass man Baustellen mit Zäunen und weiterem Sichtschutz umgibt. Um trotzdem etwas zu bieten, werden darin manchmal wiederum Fenster ausgespart. Einen Schritt weiter ging jüngst eine grössere Schweizer Baufirma, die im Winterthurer Neuwiesenquartier einen Abwasserkanal sanierte. Kein Zwischenraum, sondern ein in die Schalttafeln der Absperrung eingebauter Bildschirm bietet Einblick ins tiefe Loch dahinter. Ein Industriefilm im Zeitalter der Überwachung? Eine gut gemeinte Transparenzoffensive? Aktionskunst am Bau? Es macht jedenfalls den Anschein, als komme man ohne den Blick auf die Enttäuserungen der Arbeit nicht aus; zumal dann nicht, wenn sie den öffentlichen Raum oder andere Funktionsbedingungen von Gemeinwesen betreffen.

Einen Schritt weiter noch ging die Stadt Frankfurt, wo die Visualisierung von Gebäuden der rekonstruierten historischen Altstadt auf Tücher gedruckt wurden und an der Bauabspernung, perspektivisch montiert, deren Errichtung vorwegnahmen. Hier organisiert sich der Blick nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit: voraus auf die historisierende Rekonstruktion und durch diese hindurch auf die intakten Bürgerhäuserzeilen der Vergangenheit. Die Absperrung wird zur Projektionsfläche von Geschichte. Über den stilistischen Wert und die historische Stimmigkeit dieser Gebäude wurde und wird gestritten.

Während der Bau der Bürgerhäuser – im Rahmen enger Vorgaben der Obrigkeit – von vermögenden Privatpersonen veranlasst wurde, sind Wasserversorgung und Kanalisationen von Anfang an von der öffentlichen Hand vorangetrieben worden; Winterthur erhielt Ende des 19. Jahrhunderts und vergleichsweise spät ein Schwemmkanalisationssystem; es umfasst heute ein Netz von rund 320 Kilometern. Wie im Fall der Elektrizitätsgesellschaften, die in der Schweiz ab Ende der 1880er Jahre von den Gemeinden aufgekauft wurden, entwickelte sich ein System der Gemeindewerke, das bis heute weitgehend Bestand hat. Dieses hält sich auch hartnäckig gegen (Re-)Privatisierungsversuche. Dabei sind Infrastrukturen ohnehin selten sichtbar; sei es, dass sie in der Erde verschwinden, sei es, dass sie so selbstverständlich sind, dass sie erst im Fall von Störungen und Ausfällen bemerkt werden. Da kann es nicht schaden, wenn zwischendurch die Arbeit sichtbar wird, die nötig ist, sie funktionstüchtig zu halten; am Bildschirm und am Baustellenhaag.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und arbeitet an der Universität Zürich.

Political correctness

In diesem Winter habe ich mehr als einmal mein Auto stehen lassen und bin mit dem ÖV gefahren. Für jemanden wie mich ist das 'ne ziemlich grosse Leistung, denn frühmorgens mag ich keine Menschen.

Bei der Auseinandersetzung mit den Toggenburger Fahrplänen wurde mir klar, dass ich hier quasi im Herzen der Ostschweiz lebe. Von Wattwil und Lichtensteig aus gelange ich so schnell und unkompliziert nach Zürich, St.Gallen oder Weinfelden, dass ich es erst gar nicht glauben konnte.

Bereits um 5.30 fährt ein Postauto durchs Tal und bringt mich und andere Arbeitswillige an den nächsten Bahnhof. Sowa muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen! Im Thurgau fährt das erste Postauto an meinen Arbeitsplatz um kurz nach sieben. Da nützt einem die tolle Verbindung im Toggenburg auch nicht sehr viel, wenn der Dienst zwischen 6.30 und 6.45 anfängt.

Im Toggenburg sind die Postauto-Chauffeure sehr viel lustiger und freundlicher als im Thurgau unten. Ich vermute ja, das liegt am fehlenden Hochnebel, den vielen Beizen und der Kägi-Schokolade. Wenn ich in Diefurt ins Poschti zusteige, werde ich so fröhlich begrüsst, als wäre ich mindestens eine Cousine dritten Grades. In Weinfelden hingegen kann ich mich glücklich schätzen, wenn der Chauffeur nicht einfach die Türe zumacht, während ich noch am Einsteigen bin. Ein «Hallo» kommt da keinem mehr über die Lippen.

Wenn ich in Lichtensteig aussteige, und ich schwöre, das hab ich jetzt einige Male ausprobiert, wünscht der Postauto-Chauffeur mir und all den anderen, die den Bus verlassen, in aller Lautstärke, quer durch den Wagen «En ganz schöne Fiirobig!»

Natürlich bedanke ich mich, wünsche es zurück und habe ein klein wenig ein schlechtes Gewissen, weil ich die nette Fahrgemeinschaft so egoistisch verlasse.

Kürzlich brachte ich an ein Geburtstagsfest «Kägi blond» mit. Normalerweise kommen meine Fresspakete aus dem Toggenburg bei meinen Thurgauer Freunden sehr gut an. Dieses Mal sass aber zwei Gäste des Geburtstagskinds da, rümpften die Nase und meinten pikiert: «Do hets aber Palmöl dinne!»

Glücklicherweise waren die anderen Gäste weder ökologisch interessiert, noch politisch korrekt sozialisiert, so dass die Situation nicht noch peinlicher wurde. So antwortete ich rasch: «Hey, wenn der Klimawandel kommt, haben wir im Toggenburg unsere eigenen Palmen. Aber dann kosten die Waffeln so viel, dass ihr Thurgauer euch das eh nicht mehr leisten könnt.»

Und so herrschte Ruhe im Karton.

Zora Debrunner, 1977, ist Fachfrau Betreuung, Autorin (u.a. Demenz für Anfänger) und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.